

DIE KAPELLEN DER WESTSEITE

Mit dem Bau der Erdgeschoßkapellen an der Westfront begann, wie bereits geschildert, gleich nach Fertigstellung des

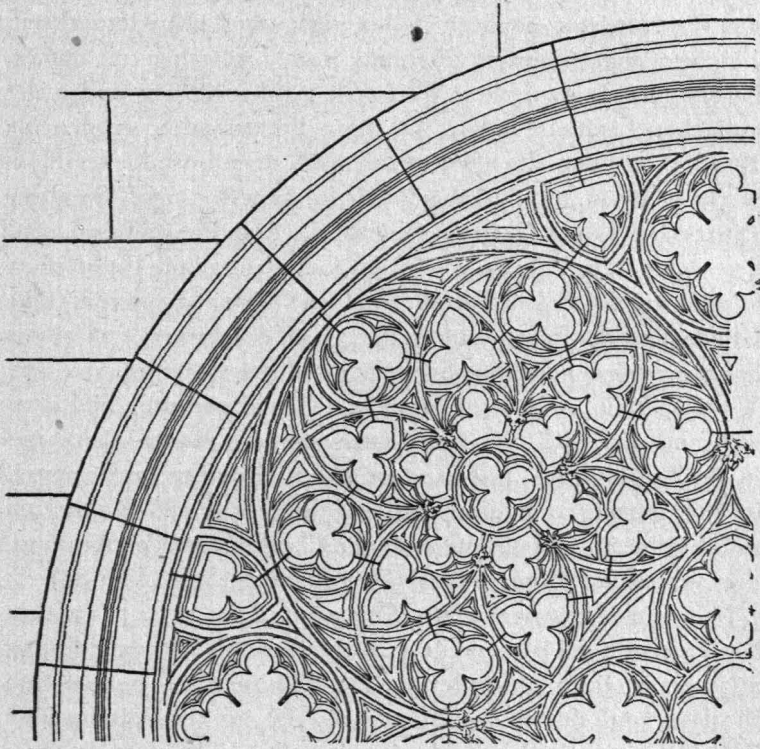


Abb. 9. Maßwerk des Rundfensters der Eligiuskapelle, Teilbild

Chores der Erweiterungsbau des Langhauses, um das romanische Westwerk auf die Breite des neuen Chorbaues zu bringen.

In die südwestliche Eligiuskapelle (Abb. 35), die meist, wenn auch nicht ganz zutreffend (S. 69), Herzogskapelle genannt wird, wurde bereits am 25. Juli 1366 der Heilige-Leonhards-Altar übertragen, in der nordwestlichen Morandus- (Tirna-Liechtenstein-Savoyen-)Kapelle aber wurde vor 1365 ein Morandusaltar aufgestellt, da Rudolf IV. die Gebeine des heiligen Habsburgerahnen Morandus nach Wien hatte führen und in dieser Kapelle hatte beisetzen lassen.

Diese Kapellen bilden nicht nur eine seitliche Verstrebung der Heidentürme, sondern stellen auch einen mit wunderbarer Feinheit abgestimmten Übergang von dem schweren mauerbetonenden romanischen Westwerk zu den Seitenwänden des gotischen Langhauses her. An ihren Stirnwänden wurden die Rundfenster der alten Westwand nach dem Vorbild der Maßwerkrundfenster in Imbach (Josefskapelle) und Neuberg (Stiftskirche) ins Gotische übersetzt (Abb. 9), während statt der rechteckigen Strebepfeiler der Langhauswände Halbsäulenbündel an die Ecken gestellt wurden, die an die romanische Gliederung der Westwand anklingen. Das schwere, von einem Schräggewölbe bedachte Sockelband dagegen leiert, von den Westkapellen ausgehend, auch um Langhaus und Südturm, während die seitlichen Kapellenfenster die Mauer nicht, wie in der Gotik üblich, fast ganz aufzehren, sondern im Gegenteil in Fortsetzung romanischer Bauübung recht viel Mauer um sich herum übriglassen und mit den Chorfenstern des Stephansdomes und der Minoritenkirche zusammengehen (Abb. 34).

Das kreuzrippengewölbte Innere der westlichen Erdgeschossekapellen ist durch seine Wandgliederung mit seinen reich gebündelten, mit Figurennischen besetzten Pfeilern und durch das Blendmaßwerk in den spitzbogigen Wandfeldern mit der Katharinenkapelle des Südturmes verwandt, besonders auch in einer charakteristischen Einzelheit der Eligiuskapelle (Abb. 35), der Knickung der mittleren Hauptdienste unter den Laubwerkkonsolen der Baldachin-

nischen. Das beweist wieder, daß man bald nach der Fertigstellung des Chorbaues ziemlich gleichzeitig von Westen und Osten her den Bau der Langhausmauern mit den Westkapellen und dem Südturm begonnen hat. Diese Baueigentümlichkeiten ebenso wie die Doppelfenster im Langhaus und Turm treffen wir aber auch bei der Freisingerkapelle im Kreuzganghofe von Klosterneuburg als Beweis für die engen Beziehungen beider Bauten. Hatte ja doch auch nach Haselbachs erwähnter Baunotiz Rudolf IV. den Erbauer oder zumindest Entwerfer des Stephansturmes, als den wir Meister Michael Knab ansehen müssen, aus Klosterneuburg berufen. Die der Eligiuskapelle gegenüberliegende, ursprünglich dem erwähnten heiligen Morandus geweihte Kapelle wird erst um 1400 nach der Familie der Tirna als *Tirna kapelle* (Abb. 36) benannt. Der gotische Raum erlebte barocke Veränderungen so im 17. Jahrhundert und besonders reich in den Jahren 1717—44 durch Fürst Johann Adam Liechtenstein. Das Interesse dieser Familie an der Kapelle, die später das Grabmal des Prinzen Eugen von Savoyen (Abb. 87) aufnehmen sollte, äußerte sich noch in den Jahren 1851—52 in der Regotisierung durch Dombaumeister Leopold Ernst.

Auch die oberen Westkapellen stellen fein empfundene Übergänge vom romanischen Westteil zum gotischen Langhaus her. So wird je ein einziges schlicht eingefasstes Fenster an der Westseite von breitem Mauerwerk umgeben, um eine geschmackvolle Verbindung mit den Spitzbogenfenstern der wandbetonenden Mittelfassade des romanisch-frühgotischen Baues zu schaffen (Abb. 1). Die seitlichen Doppelfenster aber und deren reich profilierte Gewände leiten geschickt zu den ähnlich gestalteten Doppelfenstern des Langhauses und Turmes über.

Die südliche Oberkapelle, die Bartholomäuskapelle, wurde erst 1437, die nördliche, Schatzkammerkapelle, gar erst um 1440 fertiggestellt, so daß an diesen Kapellen noch

die Baumeister Peter und Hans von Prachatitz gearbeitet haben dürften. Ob sie aber diese Kapelle auch entworfen haben, ist zweifelhaft. Übereinstimmungen in den Fensterformen, dem Maß- und Blendmaßwerk mit Bauten jenes Meisters Michael, vor allem am Stephansdome selbst, an Maria am Gestade und andern für ihn gesicherten Bauten machen es wahrscheinlich, daß Michael (Knab) zumindest der Planverfasser auch der oberen Kapellen ist, wenn er nicht sogar den Bau derselben selbst noch begonnen hatte. Denn gerade die unvergleichlich zarte Überleitung von der Romanik des alten Westwerkes zur Gotik des Langhauses durch die dazwischen eingestellten Westkapellen erinnert an ebensolche feine Übergänge zwischen den Geschossen des Hochturmes (Abb. 34).

Dies alles spricht auch wieder dafür, daß dem ganzen Bau von St. Stephan ein von bodenständigen Baugedanken getragener einheitlicher Plan zugrunde lag, der schon vor Rudolf IV. bereits unter Albrecht II. gefaßt wurde. Denn durch diesen genialen Plan wurde ja der schmalere romanische Westteil beibehalten und durch angebaute Doppelkapellen auf die Breite des albertinischen Chorbaues gebracht, was nicht ganz neu war. Hatte man doch schon vorher zwischen 1330—40 beim Bau der Kartäuserkirche in Gaming, die nach der Ordensgewohnheit einschiffig sein mußte, an den Chor beiderseits Doppelkapellen angesetzt, um die Ostseite dieser Kirche zu verbreitern und dreiapsidig zu gestalten, wodurch sie dem albertinischen Chor der Stephanskirche in Wien glich. Und es ist wohl kein Zufall, daß gerade die Kartause Gaming die Lieblingsschöpfung desselben Herzogs Albrecht II. war, der mit seiner Gattin Johanna von Pfirt auch in dieser Kartäuserkirche begraben wurde. Und wer weiß, ob die noch immer ausständige Veröffentlichung der Gaminger Klosterurkunden nicht auch ein neues Licht auf die Baugeschichte unseres Domes werfen würde.

Im Innern sind die oberen Westkapellen wie die unteren

zweijochig und kreuzrippengewölbt mit skulptierten Schlußsteinen. Bündelpfeiler, doch ohne Baldachine, aber wieder mit den bereits im Chor von St. Stephan üblichen Kapitellfriesen, gliedern die Wände, die sich gegen das Langhaus zu in Spitzbogenfenstern öffnen.

Die obere Südwestkapelle, die Bartholomäuskapelle, besaß nach Kieslinger einst jene herrlichen, im Stil mit den Plastiken des Südturmes und mit Glasmalereien in der Klosterneuburger Freisingerkapelle und der Pfarrkirche in Weiten (datiert 1377) zusammengehenden Scheiben, die heute zum größten Teile im Museum der Stadt Wien verwahrt werden. Sie stellen habsburgische Herzoge dar, weshalb die Bartholomäuskapelle als Herzogenkapelle angesprochen werden muß, statt der darunterliegenden meist so bezeichneten Eligiuskapelle (Abb. 40).

Die gotischen Figuren in den Westkapellen und an der Westwand

Die zahlreichsten gotischen Standbilder in den Pfeilerbaldachinen birgt die Eligiuskapelle, so vor allem eine köstliche hl. Ludmilla (mit Strick und Palmzweig, Abb. 26) am zweiten Pfeiler der Nordseite, eine den Baumast fassende hl. Afra am zweiten Pfeiler gegenüber und eine unbestimmbare Heilige (Barbara?) am nordöstlichen Pfeiler. Die wunderbare Vergeistigung ihrer Körperlichkeit und der prachtvolle zarte Schwung der Gewandfalten läßt sie dem Stil nach als eine geschlossene um 1340—50 anzusetzende Gruppe innerhalb der reichen Plastik von St. Stephan erscheinen und uns an die französisch beeinflussten Statuen des Hauptportales der Wiener Minoritenkirche denken (Abb. 35).

Eine Marienstatue in der Südostecke der Kapelle entzückt durch die ungezwungene Haltung der Muttergottes und des in ein Tuch gewickelten Christkinds (Abb. 44), das mit der Linken spielend nach dem Hals der Mutter greift und die Rechte